

Schafott/Über den grünen Klee

FALLADA, DU HANGEST

Sabine Koburger hat das enge Verhältnis Ernst Rowohlts zu seinem Erfolgsautor Hans Fallada untersucht

Man muss als Verleger manchmal einfach Glück haben oder das berühmte glückliche Händchen, um erfolgreich zu sein. Wenn man denn schon dem Unternehmer Rowohlts für die Jahre vor 1933 kein gutes Zeugnis ausstellen will – es sei denn, sein jahrelanges wirtschaftliches Vabanque-Spiel, das schließlich dennoch, wenn auch erst nach über zehn Jahren in der Insolvenz seines zweiten Verlages mündete, sollte gesondert gewürdigt werden –, dann muss immerhin dem Verleger zugestanden werden, das Talent oder eben doch die glückliche Hand gehabt zu haben, große Autoren an sich zu binden. Das bedeutete nicht zuletzt, dass er mit ihnen lange Durststrecken zu überwinden hatte oder dass er sich Vorwürfe gefallen lassen muss, dass er sich an solche Autoren gebunden hat. Ernst von Salomon wie Arnolt Bronnen sind Beispiele für die zweite Variante. Aber in einigen Fällen ist dieses Engagement unstrittig, allein wenn man Namen fallen lässt wie Walter Benjamin, Franz Hessel, Robert Musil – oder eben Hans Fallada. Der charismatische Choleriker wusste, was er an seinen verkrachten Ärmelschönern und Feingeistern hatte, mit denen er sich umgab. Aber Hans Fallada war ein besonderer Fall.

Denn Glück hatte Rowohlts mit ihm vor allem wohl deshalb, weil Fallada als Erfolgsautor zur rechten Zeit kam: Beginnend mit *Bauern, Bonzen und Bomben*, dem Roman, mit dem Fallada 1931 seinen Durchbruch als Autor in Deutschland erlebte, legte Fallada (fast) einen Erfolgsroman nach dem anderen vor. Darunter befinden sich lange von der Forschung vernachlässigte Texte wie *Wolf unter Wölfen* (1937), den Stefan Scherer und Gustav Franck zurecht in den Mittelpunkt ihrer Fallada-Propaganda gestellt haben, die inkriminierte

Auftragsarbeit *Der eiserne Gustav* (1938) oder der Gefängnisroman von 1934, *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt*, der vor allem nach 1945 eine beeindruckende Wirkung entfaltete. Unübertroffen ist aber der Roman *Kleiner Mann – was nun?*, den Fallada 1932 bei Rowohlts veröffentlichte. Schon der Vorabdruck in der *Vossischen Zeitung* war äußerst erfolgreich. Das Buch konnte dies bestätigen. Mit einer Auflage von 10.000 Exemplaren gestartet, erreichte der *Kleine Mann* bis Ende 1933 eine Gesamtauflage von 80.000 Exemplaren, die Übersetzungen und Zeitungsnachdrucke nicht gerechnet. Wenig im Vergleich zu solch Megasellern wie der „Volksausgabe“ von Thomas Manns *Buddenbrooks* und Remarques *Im Westen nichts neues*. Dennoch war das Buch ein Publikumserfolg. Die Mega-Auflagen folgten jedoch in Deutschland erst nach dem Krieg.

Aber auch in der Größe von 1932/33 kam der Erfolg Falladas zur rechten Zeit: Fallada rettete den Rowohlts-Verlag, der 1931 in die Insolvenz geraten war. Versorgt mit neuem Geld und mit einem neuen Erfolgsautor (Hans Fallada statt Emil Ludwig) gelang ihm ein grandioser Neustart.

Allerdings hatte Rowohlts zugleich mit der Rettung seines Verlags seine Selbständigkeit eingebüßt. Seit der Rettung gehörte der Verlag, der als GmbH neu gegründet worden war, mehrheitlich zu Ullstein und ging deshalb nach 1933 in den Besitz des parteieigenen Franz Eher-Verlags über. Nach dem Weggang Ernst Rowohlts – zuerst 1938 und schließlich während des Krieges – wurde der Verlag unter der Leitung des Rowohlts-Sohns Heinrich Maria Ledig weitergeführt. Der eigenwillige Ernst Rowohlts als Verleger von Max Ammans Gnaden? Das kann man sich nicht wirklich

vorstellen. Ist aber korrekt.

Die gemeinsame Geschichte von Ernst Rowohlt und Hans Fallada begann bereits 1920 und endete mit dem frühen Tod Falladas 1947. Aber selbst posthum war Fallada noch ein Erfolgsgarant für Rowohlt.

Begonnen hatte diese Liaison allerdings wenig erfolgversprechend. Der 1920 neu gegründete Rowohlt-Verlag druckte die ersten beiden Romane Falladas, jedoch nicht mit nachhaltigem Erfolg. Den dritten Roman Falladas, *Im Blinzeln der Großen Katze*, lehnte der Verlag ab, wie Sabine Koburger in ihrer Studie berichtet, der all diese Feinheiten zu entnehmen sind, die eben nicht nur die Beziehung zwischen Ernst Rowohlt und Hans Fallada, sondern auch die eigentliche Verlagsgeschichte betreffen. Der Roman wurde erst posthum gedruckt. Fallada schlug sich zu jener Zeit als Verwalter auf landwirtschaftlichen Gütern durch, versuchte Erzählungen und andere kleinere Texte in Zeitschriften unterzubringen und zeigte sich als unsicherer Kantonist, dem schlechterdings wenig zuzutrauen war. Alkohol- und Drogenmissbrauch, Zusammenbrüche und psychische Probleme ließen Rudolf Ditzen, der als Hans Fallada berühmt werden sollte, mehr und mehr abrutschen.

Dass er seit 1928 in Neumünster arbeitete, leitete vielleicht die Wende im Leben Falladas ein, auch wenn diese Station wie der Tiefpunkt seiner Karriere aussehen mochte. Denn folgt man einer immer wieder aufgewärmten Geschichte, die nicht zuletzt von Fallada selbst kolportiert wird, dann trafen sich Fallada und sein Verleger 1929 zufällig auf Sylt wieder, erkannten sich sogleich und begannen im Jahr darauf ihre gemeinsame Erfolgsgeschichte.

Auffälliger Weise kommt diese Geschichte in Sabine Koburgers umfanglicher und äußerst gehaltvoller Studie über den Autor Hans Fallada und seinen Verleger Ernst Rowohlt nicht vor. Angesichts der Mär von der langen Pause in der Beziehung zwischen Verlag und Autor, die offensichtlich falsch ist, lässt sich diese Entscheidung sogar nachvollziehen.

Fallada gilt bis heute als unzuverlässiger Zeuge, wenngleich die Sylt-Geschichte nicht völlig erfunden sein muss (mehr kann man anscheinend nicht zu ihren Gunsten und damit zugunsten von Falladas Berichten sagen).

Aber auch so hat Koburger genug zu tun und zu beschreiben. Sie stützt sich dabei vor allem auf den Nachlass und darin auf die Korrespondenz, die allerdings nicht mehr in Falladas Haus in Carwitz zu finden ist. Das Haus ist heute eine Außenstelle des Literaturarchivs Mecklenburg-Vorpommern in Neubrandenburg. Was erklärt, weshalb die Fallada-Typoskripte und Briefe in Neubrandenburg gesichert aufbewahrt werden und nicht im beschaulichen Carwitz, das zwar den Geist Falladas atmen mag, aber eben doch arg abseits aller Verkehrswege liegt.

Was Koburger in ihrer detailreichen Studie berichtet, ist höchst erstaunlich, verlangt allerdings die Geduld, die Strecken, die sie abarbeitet, mitzugehen. Sie verlangt auch die Geduld, die zeit- und literaturgeschichtliche Exkurse mitzunehmen, die – wie einzuräumen ist – nicht immer angemessen belastbar scheinen. Ganz anders aber das Verhältnis zwischen Rowohlt und Fallada. Hier bewegt sich Koburger auf sicherem Terrain, hier kann sie ihre Lektüren aus den Korrespondenzen und anderen Archivalien in aller Ruhe und notwendigen Detailliertheit ausbreiten.

Das Verhältnis zwischen Autor und Verleger dauert dabei insgesamt mehr als zwanzig Jahre, von den frühen Anfängen und den beiden erfolglosen Romanen, über den Neustart, der Fallada sogar zeitweise einen Job im Verlag einbrachte, bis hin zu dem unter Hochdruck arbeitenden Erfolgsautor des Verlags. Seit 1931, dem Erscheinungsjahr von *Bauern, Bonzen, Bomben*, publizierte der Verlag beinahe jährlich einen neuen Band von Fallada: Nach *Kleiner Mann – was nun?* folgten allein in den 1930er Jahren *Wer einmal aus dem Blechnapf frißt* (noch vor dem *Kleinen Mann* begonnen, aber erst knapp zwei Jahre später, 1934, erschienen), *Wir hatten mal ein Kind* (1934), *Märchen vom Stadtschreiber, der aufs Land flog* (1935), *Altes*

Herz geht auf die Reise (1936), *Wolf unter Wölfen* (1937), *Geschichten aus der Murkelei* (1938), *Der eiserne Gustav* (1938) und schließlich *Kleiner Mann, Großer Mann – alles vertauscht* (1939). Das ist eine unglaubliche Strecke, die Fallada absolvierte, und ein ungemein großes Kapital, das er damit in den Verlag einbrachte, der das gerade aus Sicht des Autors angemessen zu honorieren hatte, mit Geld natürlich, mit Respekt und Wohlverhalten, wie Koburgers Studie zu entnehmen ist.

Keiner dieser Texte reichte, was den Erfolg angeht, an den *Kleinen Mann* heran, aber Fallada war zu einer verlässlichen Größe des Verlags herangewachsen, auch wenn sich beide ab 1933 massiven Attacken von Seiten des Regimes ausgesetzt.

Entsprechend eng war das Verhältnis zwischen Verleger und Autor, die sich gegenseitig als Freunde betrachteten, wenngleich der Verleger mit seinem labilen, zudem alkoholabhängigen Autor, der sich ins ferne Carwitz zurückgezogen hatte, ein beträchtliches Stück Beziehungsarbeit zu leisten hatte. Beide arbeiteten auch eng dabei zusammen, wie man Koburgers Studie entnehmen kann, die Attacken von Seiten des NS-Regimes abzuwehren oder auch nur die Steuerprobleme zu bewältigen, die mit dem Erfolg des Autors und dem unverhofften Geldsegen unvermeidlich auftraten. Auch hierbei gab es Grenzen, und Rowohlt, der als unerhört großzügig gegenüber seinen Autoren gelten kann, war durch seine Erfahrungen mit dem Fall Emil Ludwig gewarnt.

Eine Fortsetzung findet Koburgers Studie im siebten *Hans-Fallada Jahrbuch*, herausgegeben von, na wem wohl, der Hans-Fallada Gesellschaft, das sich Falladas Beziehungen zur Literatur widmet, die sich mit der Finanzwelt beschäftigt. Dort geht Koburger nochmal intensiver auf das Verhältnis zwischen Fallada und Rowohlt im Jahr 1931 ein, dem Jahr, in dem für beide entscheidende Weichen für die weitere Karriere gestellt wurden: Rowohlt ging in die Insolvenz und Fallada konnte seinen ersten Erfolg landen. Dabei kommt sie

auch darauf zu sprechen, dass Rowohlt vor seiner Bindung an das Haus Ullstein intensiv mit dem S. Fischer-Verlag über eine Übernahme verhandelt hatte, was allerdings aus unbekanntem Gründen scheiterte. Koburger weist nochmals darauf hin, dass der Rowohlt-Verlag unterfinanziert war und die operativen Kosten aus den Zuflüssen nicht gedeckt werden konnten. Hohe Honorarzusagen und große Werbeetats mögen zwar Autoren an den Verlag gebunden haben, aber wenn selbst Erfolge wie Emil Ludwigs *Juli 14*, der 1929, im Jahr der Erstauflage, bis auf 100.000 Exemplare kam, dem Verlag nicht aus der Bredouille halfen, lässt sich von nachhaltigem Wirtschaften wohl kaum sprechen. Wie es allerdings Rowohlt geschaff hat, Kosten wie etwa die Ablösung Ludwigs aus einer ein wenig nebelhaft als mehrjährige Verpflichtung bezeichneten vertraglichen Bindung an einen Leipziger Verlag aus den Büchern herauszuhalten, ist rätselhaft. Weniger rätselhaft ist allerdings, dass jährliche Autorenvorschüsse, die sich für 1930 auf über 200.000 Reichsmark beliefen, und das Lager, das auf zu hoch kalkulierte Auflagen zurückging, hohe Belastungen darstellten. Das bewundernswerte und engagierte Programm, das Rowohlt gerade um 1930/31 realisierte und das, wie er im Bericht für das Geschäftsjahr 1930 betonte, in der ersten Jahreshälfte 1931 eine Umsatzsteigerung von 50 Prozent eingebracht hatte, half ihm angesichts seiner Kostenstruktur nichts.

Hinzuweisen ist zudem auf die Fortsetzung der Beziehung Rowohlt-Fallada nach dem Tod des Autors 1947 und mit den beginnenden 1950er Jahren. Rowohlt gilt zwar nur irrtümlich als der Erfinder des Taschenbuchs, der Verlag gründete seinen Nachkriegserfolg jedoch im wesentlichen auf seiner Taschenbuchreihe rororo (Rowohlts Rotations Romane), die seit 1950 verlegt wurde. Als Nummer 1 der ersten vier Bände wählte der Verlag Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* aus. Die weiteren Bände wurden von Graham Greene, Rudyard Kipling und Kurt Tucholsky bestritten. Die Startauflage lag bei 50.000 Exemplaren und war nach einem halben Jahr

vergriffen, die Nachauflage von 30.000 Stück reichte bis 1952. Danach ging es stetig weiter, bis die Rowohlt-Taschenbuchausgabe eine Auflage von knapp 1 Million Exemplaren erreichte. Ein erstaunlicher Erfolg, wenn man bedenkt, dass der Berliner Aufbau-Verlag, der heute die Rechte an Falladas Gesamtwerk besitzt, Falladas Roman gleichfalls erfolgreich und in hoher Auflage vertrieb.

Der Beitrag Michael Tötebergs im Jahrbuch ist nun vor allem deshalb interessant, weil der Verlag 1952, zwanzig Jahre, nachdem das Buch das erste Mal bei Rowohlt erschienen war, entschied, das Buch nicht in seiner Manuskript- oder Typoskriptfassung (oder der von 1935) zu drucken, sondern in der 1932 veröffentlichten Form.

Wie Töteberg berichtet, lagen dem Verlag seinerzeit anscheinend beide Fassungen, das Manuskript wie das Typoskript, das heute als verschollen gelten muss, vor. Außerdem zog der Verlag die Fassung von 1935 hinzu, in der Fallada einige entschärfende Korrekturen vorgenommen hatte, mit denen dem NS-Regime weniger Anlass geboten werden sollte, gegen das Buch und dessen Autor vorzugehen. Dem Verlag waren die Differenzen zwischen der Fassung, die Fallada aus der Hand gegeben hatte, und der schließlich veröffentlichten bewusst. Obwohl sogar die Episode aus dem Berliner Nachtleben, die zu den Prunkstücken der 2016 bei Aufbau erschienenen „Ursprungsfassung“ gehört, im knappen Verlagsgutachten ausdrücklich erwähnt wird, blieb es beim bekannten und

erfolgreichen Text. Die Begründung liefert Töteberg in seinem Beitrag leider nicht, wohl weil sie in den Archivalien nicht überliefert ist, dennoch ist die Entscheidung, die Carsten Gansel, der das Nachwort zur neuen Aufbau-Ausgabe verantwortet, so unverständlich war, plausibel: Die Fassung von 1932 war erprobt, sie war erfolgreich, sie war fokussierter als die lange Fassung, und sie war vertraut. Mithin ging der Verlag mit ihr das geringere Risiko ein als mit einer neuen Fassung, die eigentlich als neues Buch dahergekommen wäre, trotz des bekannten Namens.

Töteberg bietet im übrigen den Abdruck einer Reihe von Umschlagvarianten von 1950 bis in die Gegenwart. Allein das spricht schon für das Jahrbuch.

Sabine Koburger: Ein Autor und sein Verleger. Hans Fallada und Ernst Rowohlt in Verlags- und Zeithorizonten. München: belleville 2015. 656 Seiten. Euro 34,00.

Hans Fallada und die Literatur(en) zur Finanzwelt. Hrsg. von Daniel Böhmer und Andrea Rudolph im Auftrag der Hans-Fallada-Gesellschaft e.V. Carwitz. Berlin: Steffen Verlag 2016 (= Hans-Fallada Jahrbuch 7). 536 Seiten, Euro 29,90.

Walter Delabar

ERSCHIENEN IN JUNI 55-56 IM JANUAR 2019.